

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

117 (19.5.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 20

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 117

Nr. 20

Samstag, den 19. Mai

1928

Ludwig Tieck und die Nachwelt

Von Will Scheller

Gedenktage sind, so hat einmal ein geistreicher Mann gesagt, Bußtage der Nation, die solchermaßen genötigt wird, ihr Gedächtnis aufzufrischen und der Männer sich zu erinnern, die sie auf dem Wege ihrer Entwicklung vorwärts gebracht haben. Bußtage sind nie willkommen — darüber kann es keine Täuschung geben, so wichtig sie auch immer im volkserzieherischen Sinne sein mögen. Deshalb kann auch kein Zweifel darüber sein, daß viele, die in diesen Wochen, da sich der Todestag Ludwig Tiecks, des Dichters, zum fünfundsiebzigsten Male, und sein Geburtstag zum hundertundfünfzigsten Male jährte, die Stirne runzeln und sich im Stillen fragen: wieso eigentlich Tieck? Und, wenn sie logisch weiter denken: was ist uns, was ist, wenn schon überhaupt, Bücherlesern des zwanzigsten Jahrhunderts Ludwig Tieck, was blieb von ihm, von seinem Werk, das die Zeit überdauert hat, das mehr ist als Literaturgeschichte?

Diese Frage, deren grundsätzliche Berechtigung nicht angefochten werden kann, ist nicht leicht zu beantworten. Denn gerade für die Erscheinung und für die Beurteilung Ludwig Tiecks ist seine Stellung innerhalb eines wichtigen Abschnitts der deutschen Literaturgeschichte so kennzeichnend, daß sie keinesfalls übersehen werden darf. Es darf nicht vergessen werden, daß Tieck eine Zeitlang mit Goethe selbst um die Gunst des gebildeten Publikums konkurrierte — nicht aus eigener Absicht, denn es bestand zwischen ihm und Goethe ein sehr freundschaftliches Verhältnis, und es ist ihm niemals eingefallen, sich dem größten Genius des deutschen Geistes gleichzuordnen, der für ihn mit Dante, Shakespeare und Cervantes das herrlichste Viergestirn der Dichtkunst bildete; aber die Schlegel hatten ihn auf den Schild einer Führerschaft gehoben, die er selbst nicht anerkannte, und das Publikum, das immer launische, glaubte wohl mit der Zeit zu gehen, wenn es Tieck als dem deutschen Dichtersfürsten huldigte, während er selbst in seinen Stunden mit Goethe vielleicht Gipfelmomente des eigenen Daseins erlebte.

Ein Jahrhundert ist seitdem vergangen. Goethes Stern ging unbeeinträchtigt, zunehmenden Glanzes immer höher auf im Bewußtsein der deutschen Nation, aber das Licht, das ehemals von Tieck auszugehen schien, ist fast erloschen. Von literarhistorischen Spezialisten und Liebhabern der Romantik, als deren Hauptperson Tieck angesehen zu werden pflegt, abgesehen, haben die Deutschen leider einen Dichter vergessen, der seinerzeit stärksten Einfluß auf die mit ihm lebende Künstlergeneration und nicht zuletzt auch auf ihr Publikum gehabt hat. Wie ist das gekommen?

Ludwig Tieck hat nicht so sehr um des Werkes, als um der Wirkung willen geschrieben. Es kam ihm darauf an, der herrschenden Geistesrichtung, in deren Dienst er als literarischer Anfänger gestanden hatte, den Wind aus den Segeln zu nehmen, die Aufklärung, die das geistige Niveau der Nation dezimierte, zu bekämpfen. Er schrieb, um für die ästhetische Gesinnung, die er vertrat, Beispiele zu schaffen und im Rahmen dieser Beispiele die Gegnerschaft zu verhöhnen. Er hatte außerordentlich hohe künst-

lerische Ideale und sie waren es auch mehr als seine Schöpfungen, die ihn Goethe wert machten. Goethe schätzte an ihm vor allem die entschiedene geistige Gesinnung, und um ihretwillen lobte er die Arbeiten des jüngeren Freundes, in denen er nicht so sehr das Inhaltliche oder das Formale, sondern gewissermaßen die Tendenz anerkannte und empfahl, weil er sich der Bedeutung einer derartigen Propaganda für den echten dichterischen Geist nicht verschließen konnte.

Werbung für den echten dichterischen Geist war Tiecks Lebensaufgabe. Er empfand ihn in Goethe, dem er nachstrebte, in Shakespeare und Cervantes, die er überlegte, in der mittelalterlichen deutschen Poesie, die er als erster wieder ans Licht hob und damit zum wichtigsten Anreger für die großen Germanisten wurde, für Jacob Grimm zumal, und wenn auch seine eigenen Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen wie auch die des Don Quixote keinen bleibenden Wert hatten, als Anregung waren sie doch überaus fruchtbar und deshalb von unschätzbarem Wert für die Entwicklung des deutschen Geistes. Er wirkte also nicht nur in die eigene Zeit hinein, sondern auch weit über die Grenzen dieser Zeit hinweg. Vieles, was heutigen selbstverständlich erscheint, ist ohne ihn nicht zu denken, und wer weiß, um ein anderes, hochbedeutungsvolles Beispiel zu nennen, was aus den Werken Kleists geworden wäre, wenn nicht Tieck sich ihrer angenommen und sie herausgegeben hätte.

Diese wenigen Hinweise dürften genügen, um darzutun, daß der Ausdruck „nur Literaturgeschichte“ eigentlich eine Ironie ist; der Wirkungen im Bereich des Geistes sind so viele, daß es nicht angeht, die gleichsam unsichtbaren hinter den sichtbaren sang- und klanglos verschwinden zu lassen. Aber freilich: das ändert dennoch nichts an der grundsätzlichen Berechtigung der Frage nach der Lebensgestaltung eines dichterischen Gesamtwerks; das steht immer noch zur Diskussion, wenn die geschichtliche Wirkung des allgemeinen geistigen Wollens, das mit dem Werk durch die Persönlichkeit seines Schöpfers verbunden ist, ihre Klärung gefunden hat.

Ludwig Tieck hat in seinem achtzigjährigen Leben unendlich viel geschrieben. Seine *Drifk*, um von ihr zuerst zu reden, ist in einem umfangreichen Bande gesammelt, der in den Dramen und Erzählungen vertretene Gedichte ungeachtet. Die Gedichte Tiecks entbehren nicht einer gewissen Eigenart: sie sind im allgemeinen sehr lang und sehr abwechslungsreich im Strophenbau, und was den gelegentlich übrigens auch mißachteten Reim anbelangt, so gefällt sich der Dichter oft in höchst erkünstelten Wiederholungen. Weder die Länge, noch die Architektur, noch die Betonung des Klanges entsprechen dem inneren Wert dieser Gedichte, von denen außer ein paar kurzen Reflexionen über allgemein-menschliche Probleme, über die Kunst etwa, über den Tod, nichts blieb, was als wirklich bedeutungsvoll angesehen werden kann. Der Mangel an künstlerischer Selbstzucht geht so weit, daß einem sonst einwandfrei durchgeführten Sonett hier und da ein Schwanz angehängt und dergestalt ein künstlerisches Konstrukt erzeugt wird. Diese Redseligkeit, diese Hemmungslosigkeit der Äußerung findet sich auch in Tiecks Theaterstücken. Diese Dramatisierungen mär-

chenhafter oder legendärer Stoffe — es sei hier nur an den „Gestiefelten Kater“ und an die „Genoveva“ erinnert — sind, bühnenmäßig betrachtet, Unmöglichkeiten. Ihr zeitlicher Reiz hat in der geistigen Polemik gelegen, die sie enthalten, und der sie oft ausschließlich dienen. Tieck hatte eine große Liebe zum Theater, und hat wiederholt in amtlicher Stellung unmittelbaren Einfluß auf große Bühnen gehabt; aber es ist dabei ebensowenig Ersprießliches herausgekommen wie beim Verfassen von Werken für die Bühne; obwohl der Dichter selbst ein ausgezeichnete Vorleser war, ganze Schauspiele, ohne zu ermüden, in packender Weise zum Vortrag brachte, gelang es ihm doch nicht, geistig auf den weltbedeutenden Brettern Fuß zu fassen; er kam aus dem persönlichen Liebhabertum nicht heraus.

Die schweifende Phantasie, dasjenige Geisteselement, das in Tiecks Wesensart am stärksten ausgeprägt und entwickelt war, konnte in der Lyrik wie im Drama nur fehl am Platze sein, konnte in dichterischen Formen, die scharfe Konzentration, strenge Gestaltung verlangen, nur störend, nur zerstörend wirken. Das Heimatgebiet der dichterischen Phantasie ist die erzählende Prosa, und hier, als Erzähler von Märchen und phantastischen Novellen, hat Tieck manches gegeben, was — über die so arg verfeimte Literaturgeschichte hinausreicht. Seine Romane, der „Robell“, der „Sternbald“ und die Shakespeare-Erzählung „Dichterleben“ sind im Grunde genommen nicht mehr als Auseinandersetzungen über ästhetische Probleme. Aber dort, wo seine von Jugend auf den Träumen und aller übernatürlichen Vorstellung zugeneigte Phantasie sich ausleben konnte, wo das Wunderbare und Unerklärliche, sei es in grausiger, sei es in lieblicher Gestalt in Erscheinung tritt, dort ist er eigentlich und wesentlich zu Hause, dort ist er ein Dichter, der auch der Nachwelt etwas zu sagen hat.

Allerdings muß auch hier eine gewisse Einschränkung gemacht werden. Tieck war kein Gestalter im Sinne bewußten und beherrschten Formens. Es hatte schon einen tieferen, einen inneren Grund, daß er zur Antike keine Beziehungen hatte; die klare und edle Form fand bei ihm kein Verständnis; deshalb zog er auch die früheren den späteren Werke Goethes vor, deshalb machte er sich nichts aus den formal nicht minder als inhaltlich fehlenden Erzählungen E. L. Hoffmanns, deshalb ließ ihn die lyrische Bollendung Platens kalt. Das Nebulose, in dem seine Phantasie sich gern verlor, gab auch seinen Erzählungen die kennzeichnende Form, die, genau genommen, formlos ist. Aber eben in dieser Formlosigkeit entfaltet sich der heimlichste Reiz der Romantik — das musikalische Element der dichterischen Sprache, das einen wunderschönen Augenblick lang vergessen läßt, daß es auch eine Plastik der dichterischen Sprache gibt. Und eben hier verbinden sich Stimmungsmalerei und Erzählen oft zu einer Köstlichkeit deutscher Prosa, wie sie damals nur noch Jean Paul beherrschte. Diese einzigartigen Stellen im „Alonden Eckert“ etwa oder in der „Schönen Magelone“ zwingen zu der Erkenntnis, daß, wenn Ludwig Tieck, der Dichter, von der Nachwelt vergessen wurde, dies — von seiner unsichtbaren Wirkung ganz abgesehen — zu Unrecht ihm gegenüber und zum

Bildende Kunst in Karlsruhe

Drei Karlsruher Ausstellungen, in der Kunsthalle, im Kunstverein und im Landesgewerbeamt, verdienen die Beachtung des kunstliebenden Publikums. In der Kunsthalle wird der neue Ausstellungsraum des graphischen Kabinetts eingeweiht durch eine kleine Schau erlebener Blätter von Dürer und seinen Zeitgenossen. Der lange, hohe Raum ist durch einen hellen, freundlichen Anstrich und durch geschickte Gliederung so aufgeteilt, daß das Gangartige seiner ursprünglichen Form nicht mehr fühlbar wird. In unmittelbarer Nachbarschaft des Kupferstichkabinetts, dessen schöne Bestände nach Vollendung der Neuordnung dem Studium bald besser zugänglich sein werden, wird dieser Raum mit seinen wechselnden Ausstellungen gewiß manchen flüchtigen Besucher der Kunsthalle auf die verborgenen Schätze der graphischen Sammlung aufmerksam machen, und zu ihrer Besichtigung einladen. — Die erste Ausstellung hier umfaßt rund 100 Blatt: Kupferstiche und Holzschneitten von Dürer, Drude von besonders guter Qualität, die einen Einblick geben können in das gewaltige Werk des Künstlers, daneben Graphik aller Art von Dürers deutschen Zeitgenossen. Eine Gruppe prächtiger Sandzeichnungen, von denen das lothbarste Blatt, Grünewalds Christus am Kreuz, durch seine Ausstellung in der Galerie in der Nachbarschaft von Grünewalds Bildern bekannt ist, läßt die größere Unmittelbarkeit des Striches gegenüber den zäheren Schnitten und Stichen deutlich zum Bewußtsein kommen. Nur die genialen Bauhaus-Zeichnungen und ein ausgezeichnetes Blatt von Altdorfer, seien aus dieser Abteilung noch besonders genannt. Kupferstiche, Radierungen und Holzschneitten von Hans Sebald Beham, Cranach, Schüpfelstein lassen erkennen, wie feiner der zahlreichen Künstler jener künstlerisch so reichen Zeit Dürers überagender Kunst gegenüber gleichgültig bleiben konnte. — Ein kleiner Katalog mit einfüßigem Vorwort ist für diese Ausstellung erschienen, die in würdiger Weise eine hoffentlich recht lange Reihe ähnlicher Veranstaltungen eröffnet.

Der Kunstverein hat eine Gedächtnisausstellung für Hans Richard von Volkmann zusammengebracht. Sämtliche Räume sind mit Bildern, Aquarellen und Zeichnungen des im vorigen Jahre verstorbenen Lehrers der hiesigen Akademie gefüllt. Man geht durch die Säle und freut sich der noblen,

anständigen Gesinnung, die aus allen diesen schlichten Arbeiten spricht. Kein Theater, nichts Gewolltes, Verkämpftes. Alles ist selbstverständlich, einfach, eindeutig, vom Motiv bis zur formalen und farbigen Problemstellung. Von den achtzig Jahren an kann man die Art Volkmanns studieren bis zu seiner letzten Lebenszeit. Die Spanne der künstlerischen Entwicklung ist nicht groß. Im ersten Raum sind fast ausschließlich Bilder aus der Frühzeit vereinigt. Nur ein paar Arbeiten aus den 1920er Jahren hängen dazwischen, und sie fügen sich so selbstverständlich in ihre Umgebung ein, daß man nicht glauben möchte, daß mehr als ein Menschenalter sie davon trennt. Daß trotzdem die Ausstellung nicht eintönig wirkt, ist ein gutes Zeichen für die Kunst Volkmanns.

Ein Publikumsverfolg wird gewiß die Ausstellung der Schule Reimann, Berlin, im Landesgewerbeamt sein, weil sie augenfällig beweist, Probleme neuerer Gestaltung zur Diskussion zu stellen. — Die Schule Reimann ist in Deutschland seit Jahren bekannt als eine der führenden Kunstgewerbeschulen. Ein im Jahre 1902 gegründetes Privatunternehmen, das sich mit bildender Kunst befaßt und sich durch mehr als 2½ Jahrzehnte nicht nur gehalten, sondern einen ausgezeichneten Ruf verschafft hat, das bedeutet heutzutage schon etwas. — Der kritische Besucher wird enttäuscht durch die Ausstellung. Wohl ist das Niveau im allgemeinen gut. Die Plakate — um ein Beispiel herauszugreifen — halten sich fast alle über dem Durchschnitt des Alltäglichen. Aber kein einziger Entwurf läßt erkennen, daß man sich mit den Problemen neuerzeitlicher Gestaltung — in diesem Falle mit der neuen Typographie und der Photomontage — beschäftigt hat. Die keramischen Arbeiten sind Kunstgewerbe im guten Sinne — von gestern und vorgestern; heute empfinden wir sie als unterkranische Schmuckeleien und Spielereien, ohne organische Form. Mit dem schönen Dialektwort „Ghnaas“ wird der strenge Beurteiler, der in jeder künstlerischen Gestaltung Beziehungen zum Lebensrythmus der Zeit und zu den praktischen Aufgaben des Alltags sucht, die meisten Metallarbeiten beurteilen. Zwar ist manche gute Einzelleistung in der Ausstellung zu finden, besonders unter den Emailarbeiten und den Stoffen. Nimmt man aber die Gesamtsumme aus allen ausgestellten Stücken, so wird man zu dem betrüblichen Ergebnis kommen, daß die alte berühmte Schule Reimann mit der Zeit nicht Schritt zu halten scheint. Dr. Str.

Karlsruher Konzerte

Obwohl der *Lehrergesangsverein* in seinem Frühjahrskonzert mit kluger Vorsicht vermied, die Vortragsfolge durch einige bei ihm sonst übliche Erbauungsstücke zu belasten, fand sein *Volksliederabend* doch nicht die wünschenswerte Resonanz. Wie leichtbergehtlich ist unser Publikum geworden, wenn es selbst auf solch weise Taktik, die noch immer den Vortag des ganz sicheren Weges hatte, nur müßig reagiert! Dabei lohnte sich künstlerisch ein Gang gerade zu dieser Veranstaltung besonders. Nicht nur war jede programmatische Vertiefung ausgeschaltet und der Abend aus einer einheitlichen Grundstimmung aufgebaut, auch das Stimmenmaterial entfaltete sich prächtig und wurde unter Dr. Heinz Rudtschs umsichtiger Leitung rhythmisch wie dynamisch sehr exakt vorgeführt. Gleich bei den drei Männerchören W. Moltenauers, geschmackvollen Variationen über altbekannte Volksweisen, weitestgehenden Sängern und Dirigent miteinander in der Bereitschaft zu einer vorbildlichen Chorleistung, aber die deutliche Textbehandlung und eine wirkungsvollere Art der feilschen Durchdringung des Vortrags machten die Interpretation der folgenden Lieder ebenfalls zu einem hohen Genuß. Zwischenhindurch hatte man musikalisch anregende und nicht minder wertvoll volkstümliche Wiederholungen von Brahms, Fikner und Neger gewählt und deren Wiedergabe der Münchnerin Marie Schellenberg übertragen, die darin ein Organ von nicht alltäglicher Schönheit und Weichheit bewundern ließ.

Im studentischen Tagesheim der Technischen Hochschule fanden sich zu einem Konzert der Damen Gertrud Herrmann-Mettenberger (Klavier) und Hedda Mejer (Alt) wieder zahlreiche Zuhörer ein. Sie wurden beiden Künstlerinnen gegenüber zu starkem Beifall verpflichtet. Respektabel hielt sich die Pianistin in der Schlusgruppe, die ich leider nur anhören konnte, sowohl bei Schubert wie Liszt. War dort, wodurch sie entzückte, es mehr die Sensibilität des Klanges, auf die sie den an sich spröden und unergiebigen Klavierinstrumenten aufstellte, so hier in der Lisztischen Spanischen Rhapsodie die subtile Ausarbeitung der Spielfiguren, die ungemein festlich. Die Spielerin hat mancherlei gelernt und kann sich an klanglicher, manueller und geistiger Kultur mit berühmteren Kollegen messen, nur sollte sie gelegentlich noch etwas

Schaden der Nachwelt selbst geschehen ist. Denn in diesen seinen Erzählungen und Märchen, die teilweise nicht einmal mehr in öffentlichen Bibliotheken aufzufinden, geschweige in den marktgängigen Ausgaben seiner „ausgewählten“ Werke zu finden sind, ist er ein wahrhaft deutscher Dichter, ein Künstler sprachlichen Ausdrucks, der die kameradschaftliche Zuneigung Goethes durchaus verdient hatte und deshalb auch hinreichenden Anspruch auf die Achtung und die Liebe der Nachwelt geltend machen kann. Es hiesse in der Tat, Höchstwertiges an nationalem Geisteserbgut verschleiern, wenn unter dem vielen aus Liebs umfangreichem Schaffen, das fraglos zu Schutt und Asche geworden ist, auch seine lebendigen dichterischen Leistungen zu Schutt und Asche geworfen würden. In einer Zeit, die sich angewöhnt hat, der unreifsten Äußerung ephemeren Litteraturnums zuzujubeln, kann es freilich nicht wundernehmen, daß echtes Geistesgut am Wege gelassen wird. Um so mehr ist es Pflicht der Wissenden, darauf zu wirken, daß einer späteren, urteilsklarerer, geistig höherstehenden Zeit bewahrt wird, was zu genießen die Gegenwart anscheinend kein Organ besitzt.

Neues aus der Naturwissenschaft und Technik

Neues von der Temperatur des Mondes

Während der letzten Monate wurden auf der in den kalifornischen Bergen gelegenen Mount-Wilson-Sternwarte durch die beiden Forscher E. Pettit und C. B. Nicholson neue Temperaturmessungen des Mondes unter verschiedenen Bedingungen durchgeführt. Das hierbei (wie überhaupt bei den neuerlich ermöglichten Temperaturbestimmungen der Planeten) zu Grunde gelegte Prinzip ist die Erzeugung von sogenannten Thermoskopen in einer Kombination von Platin- und Wismutflächen, dem Thermoelement. Die durch dessen Bestrahlung entstehenden elektrischen Ströme werden mit empfindlichen Strommessern verfolgt und geben ein genaues Maß der Strahlungstemperatur. — Die schon in den letzten Jahren durchgeführten Messungen des beleuchteten Teiles der Mondoberfläche führten für den Mittelpunkt des Gebietes auf durchschnittlich 120 Grad Celsius über Null. Theoretische Betrachtungen von Diezels stimmten mit diesem Betrage überein, sie führen aber weiter dazu, für die Zeit des Sonnenunterganges über einem Mondgebiet nur noch eine Temperatur von 10 Grad unter Null anzunehmen und für die Zeit nach der überstandenen 14-tägigen (insolge mangelnder Luftschicht enorm abkühlenden) Mondnacht sogar nur noch minus 80 Grad. — Hier greifen jetzt ergänzend die neuen Beobachtungen ein. So fanden z. B. am 25. Juli 1927 die beiden Forscher mit ihrer Thermojelle, mit nur etwa 5 Grad Unsicherheit, eine Temperatur von minus 160 Grad für die Nachtseite des Mondes, und zwar für einen der Sonne genau entgegengesetzt gelegenen Punkt. Diese Strahlung der unbelauchteten Mondhälfte ist also noch recht beträchtlich (Eigenwärme des Mondinnern?) — denn im physikalischen Sinne ist ja erst bei einer Temperatur von minus 273 Grad, beim absoluten Nullpunkte, alle Strahlung aufgehoben. — Interessant sind auch die während der in Amerika beobachteten totalen Mondfinsternis vom 14. und 15. Juni 1927 gewonnenen Ergebnisse. Bei Finsternisbeginn herrschte damals in einem bestimmten Mondgebiete eine Temperatur von plus 80 Grad, die bei Beginn der Totalität bis auf minus 100 Grad und am Ende derselben bis auf minus 120 Grad gefallen war, um am Ende des ganzen Phänomens wieder ihren ursprünglichen Betrag zu erreichen. Die wenigen Stunden, während welcher die strahlende Mondfläche durch den Erdschatten bedeckt war, hatten also genügt, um eine fast ebenso große Temperaturerniedrigung zu erzeugen, wie die ganze einwöchige Ausstrahlung während der ersten Hälfte der 14-tägigen langen Mondnacht.

beherzter und temperamentvoller in die Taster greifen und ihre Individualität stärker zum Ausdruck bringen. Zuberlässiges Können und sicheres Gestaltungsvermögen zeichnete die vier Schubert- und Schumann-Lieder aus, mit welchen die Sängerin zugleich eine kräftig volltönende und doch angenehm timbrierte Altstimme darbot. Auch hier stand man unter dem Eindruck einer ungewöhnlich musikalischen Begabung und einer von der Oberfläche zur Tiefe vordringenden und deshalb überzeugend wirkenden Empfindung.

Am selben Abend genügte zuvor ein flüchtiger Besuch bei dem abendlichen Konservatorium angeleiteten Opernabend zu der Bemerkung, daß derlei improvisierte Unternehmungen weder den Veranstaltern noch den Zuhörern eine reine Freude bereiten. Geriet auch der Abend infolge der plötzlichen Abgabe zweier Solisten unter einem besonders ungünstigen Stern, so darf andererseits doch nicht verschwiegen werden, daß es von vornherein an gründlicher Vorbereitung fehlte. Ein Kontakt zwischen Bühne und Orchester mangelte gänzlich, und zudem hatte Direktor Theodor Manz große Mühe, überhaupt etwas Hörbares aus seinen Instrumentalisten herauszubringen. Bruchstücke aus seinen Instrumentalisten herauszubringen. Bruchstücke aus einem so bekannten Werk wie Bebers „Freischütz“ offenbarten die Diskrepanz des Komischen noch viel deutlicher und machten den Abend vollends zu einer rechtlichen Angelegenheit. Also ein vielleicht gutgemeinter, aber doppelt bedauerlicher Versuch am untauglichen Objekt, womit auch der Gesangsschule Wärg-Steinmann und den anderen Mitwirkenden keineswegs gebührt war; denn es blieb ausichtslos, sich auch nur annähernd ein greifbares Urteil über die stimmlichen Qualitäten der beiden Sängerinnen E. Schlamm und H. Oser zu bilden, die nur gegen penatant falsche Geräusche anzukämpfen und über dem wüsten Chaos des Klügenden mühsam ihre eigenen Wege zu gehen hatten.

Alfred Boehn, seit Jahren eine der markantesten und stets mit großem Erfolg wiederkehrenden Erscheinungen unseres Konzertlebens, schlug bei seinem diesmaligen Klavierabend

Der neueste Erfolg der Röntgenstrahlen

Was haben die Röntgenstrahlen dem menschlichen Auge gerade in letzter Zeit nicht alles erschlossen! Den Magen- und Darmkanal konnten wir durch Füllung mit der sog. Kontrastmasse, Bariumbrei, in seiner ganzen Form und in jeder Einzelheit auf die photographische Platte bannen. Selbst das Rückgrat und das Rückenmark ist durch Verwendung besonderer Chemikalien dem menschlichen Auge mit allen evtl. krankhaften Veränderungen zugänglich gemacht worden. Ja sogar ein derartig kompliziert zusammengesetztes Organ, wie das Gehirn, kann mit seinen einzelnen Windungen einfach durch eine Lufteinbläsung in den Rückenmarkskanal photographiert werden. Auch diese Methode ist so wunderbar ausgearbeitet worden, daß fast alle krankhaften Veränderungen zu erkennen sind. Und es wird sicherlich nicht mehr allzu lange dauern, bis wir sämtliche, auch die kleinsten Organe unseres Körpers, mit Hilfe der Röntgenstrahlen werden betrachten können. Das neueste aber auf diesem Gebiete wird eben jetzt berichtet: Es handelt sich um die Sichtbarmachung von Blutungen an verborgener Stelle, z. B. im Magen usw. In manchen Fällen kann es von Wichtigkeit sein, z. B. blutende Geschwüre, ihren Sitz und ihren Aufbau, sichtbar zu machen. Wenn wir gewiß auch verschiedene andere Methoden in Form von chemischen Reaktionen besitzen, welche einen Rückschluß auf das Vorhandensein von Blutungen in Magen und Darm durchaus gestatten, so kann es doch in vielen Fällen sehr erwünscht sein, zu wissen, ob dieses Blut z. B. aus einem Geschwür oder einem Krebsartigen Prozeß stammt. Zu diesem Zwecke setzt man der Kontrastmasse nur eine bestimmte Menge Wasserstoffsuperoxyd hinzu, das bekanntlich durch die Verührung mit Blut, Eiter oder anderer organischer Substanz, Sauerstoff abspaltet. Diese kleinen Luftbläschen sind es nun, welche bei einer Röntgenaufnahme sehr schön sichtbar werden, so daß es ein Leichtes ist, den Sitz oder das Vorhandensein einer Blutung festzustellen. Die Methode ist allerdings noch nicht ganz ausgebaut, hat aber in mehreren Fällen schon ihre Sicherheit bewiesen. Und man darf wohl mit Recht auf die weitere Verwendung des Wasserstoffsuperoxyds in der Röntgen-diagnostik gespannt sein. Denn die Idee ist ebenso genial wie bestechend.

Eine neue einfache Methode der Blutuntersuchung?

In der Berliner medizinischen Gesellschaft machte Dr. Viktor Sjilling zum erstenmale am 8. Februar 1928 über eine neue Methode der klinischen Blutuntersuchung Mitteilung. Die ganze Art ist dabei so überaus einfach, daß es berechtigt erscheint, weitere Kreise mit den Untersuchungen von Fr. Meyer und B. Bierack bekannt zu machen, trotzdem die Begutachtung dieser Methode, welche den Namen „Guttadiaphot“ erhalten hat, von berufener Seite noch nicht gänzlich abgeschlossen ist. Die Methode ist deshalb so einfach weil die Untersuchung, soweit sie sich bis heute überblicken läßt, in kürzester Zeit, vielleicht sogar in der Sprechstunde ausgeführt werden kann. Die Blutentnahme erfolgt mit der üblichen Spritze, — es genügen ganz kleine Mengen — so daß also Schmerzen keineswegs auftreten können. Das entnommene Blut wird dann auf Fliesspapier aufgetropft und im durchscheinenden Licht „Guttadiaphot“ betrachtet, nachdem verschiedene Reaktionen mit bestimmten Farbstoffen, welche die Forscher augenblicklich noch geheimhalten, angestellt worden sind. Erst weitere Untersuchungen an größerem Material werden die Nützlichkeit und Gültigkeit dieser Methode beweisen. Jedenfalls ist heute bereits festgestellt, daß bei Lues, bei Tuberkulose und bei Sepsis, einer Erkrankung, bei der Erreger im Blute gefunden werden, das Guttadiaphot Glänzendes leistet. Bei Lues soll die Methode sogar 27 Proz. sicherer sein, als die Wassermannreaktion. Die Erscheinungen, welche sich in der Hauptfache durch Veränderungen an den Rändern der Blutropfen kenntlich werden, sind auf die Verhältnisse der Kapillaren mit

ihren spezifischen Gegeben zurückzuführen. Denn gerade im Fliesspapier haben wir es ja mit einer Unmenge von feinsten Baargefäßen zu tun. Das ist ja auch der Grund, weshalb Fliesspapier noch besser und schneller Flüssigkeiten aufzunehmen vermag als gewöhnliches Papppapier. Die Kapillarmethoden, auf welche es beim Guttadiaphot vor allen Dingen ankommt, sind der Chemie der Farben und Farbstoffe schon seit längerer Zeit bekannt. Nur die Anwendung auf medizinischem Gebiete wäre in diesem Falle etwas neues, was aber von größter Bedeutung sein kann.

Automatische Flugzeugsteuerungen

Es gibt kaum eine zweite Tätigkeit, die an die körperlichen und geistigen Kräfte eines Menschen derartige Ansprüche stellt, wie die Führung eines Flugzeuges bei einem längeren Überlandflug. Man bedenke: Der Führer muß nicht nur seine Maschine im richtigen Gleichgewicht halten, was bei unruhigem, böigem Wetter keine leichte Aufgabe ist, sondern er muß auch die Orientierung besorgen, das Arbeiten des Motors überwachen und evtl. sogar noch den Funkenapparat bedienen. Das ist zu viel, und macht es erklärlich, daß die meisten Piloter nach einer gewissen Anzahl von Jahren „verbraucht“ sind und aus dem praktischen Flugdienst ausscheiden müssen.

Man war deshalb schon seit langem bemüht, eine automatische Flugzeugsteuerung zu konstruieren, die alle durch Böen u. dgl. hervorgerufene Lageänderungen der Maschine selbsttätig forrigierte und so den Führer von einem großen Teil seiner Arbeit entlastete. An und für sich ist der Begriff der automatischen Steuerung in der Technik nichts unbekanntes mehr. Man denke nur an die automatische Unterwassersteuerung, der Torpedogeschosse und an den sogenannten „Eisernen Steuermann“ der modernen Ozeanampfer, über den seinerzeit ausführliche Mitteilungen durch die deutsche Presse gegangen sind. Aber während es sich beim Schiff nur um eine Bewegung in einer Richtung (der Seitenrichtung), beim Torpedo um eine Bewegung in zwei Richtungen (der Seiten- und der Höhenrichtung) handelt, bewegt sich das frei im Raume schwebende Flugzeug in drei Richtungen, nämlich in der Höhen-, Seiten- und Querrichtung.

Dieser Umstand erschwert naturgemäß die Konstruktion einer automatischen Steuerung (auch „Stabilisator“ genannt), ganz außerordentlich. Die ersten primitiven Versuche von Wright, Bleriot, Sperry u. a. m. haben denn auch in keinem Falle zu praktisch brauchbaren Resultaten geführt. In jüngerer Zeit ist jedoch ein bekannter deutscher Flugtechniker, der Ingenieur Drexler, mit einer neuartigen automatischen Flugzeugsteuerung an die Öffentlichkeit getreten, die größte Beachtung verdient. Der Drexlerische Selbststeuerer arbeitet in der Weise, daß für jede Bewegungsrichtung ein elektrisch angetriebener, mit zirka 20 000 Umdr./Min. rotierender Kreis vorhanden ist, der bei Abweichungen aus seiner Normallage elektrische Kontakte betätigt. Dadurch wird ein besonders konstruierter Elektromotor in Gang gesetzt, der unter Zwischenhaltung eines Unterseekungsgetriebes das zugehörige Flugzeugsteuerer betätigt. Je nach Art der Kontaktgebung läuft der Motor rechts oder links herum. Der Strom zum Antrieb der Kreise und der Steuerungsmotoren wird von einer kleinen propellergetriebenen Dynamomaschine geliefert. Um die automatische Steuerung erforderlichenfalls z. B. bei einer gewollten Kursänderung oder beim Eintritt eines Defekts — augenblicklich ausschalten zu können, ist eine Magnetskupplung eingebaut, die durch Druck auf einen am Steuerknopf angebrachten Knopf betätigt wird.

Der Drexlerische Selbststeuerer befindet sich augenblicklich noch im Versuchsstadium. Es ist jedoch zu hoffen, daß er bald für die Einführung in die Praxis reif sein und zur weiteren Erhöhung der Sicherheit im Luftverkehr beitragen wird.

Bücheranzeigen

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Bibliotheksdirektor Prof. Dr. G. Steinhilber. 4., neubearb. Auflage. Mit 14 Abbildungen im Text. (Aus Kultur und Geisteswelt Bd. 1005, geb. 3 RM. B. G. Teubner, Leipzig.) — Steinhilbers Buch, eine allgemeinverständliche Darstellung des Stoffes, dabei aber mit streng wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und auf Grund sorgfältiger Quellenforschung geschrieben, gibt ein klares, abgerundetes Bild von dem Kulturzustand der Germanen in der Urzeit, d. h. hier zur Zeit ihres frühesten Auftretens in der Geschichte. Doch auch die neueren Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung sind keineswegs übersehen. Die Darstellung, die nicht nur einen Bildauschnitt gibt, sondern auch die Entwicklung der verschiedenen Kulturphasen aufzeigt, arbeitet neben den einzelnen sachlichen Gesichtspunkten auch die zeitlichen klar heraus.

Georg Kühne: Von Mensch und Motor, Form und Wollenstraher. (J. C. Hinrichsches Buchhandlung, Leipzig C. 1.) — Georg Kühne, der Meister des Landwirtschaftsmaschinenbaues, Professor an der technischen Hochschule in München, ist im Auftrage der deutschen Regierung in Amerika gewesen, um alle Neuerungen auf seinem Gebiete zu studieren. In großzügigster Weise sind ihm Behörden und Privatpersonen bei der Erfüllung seines Auftrages entgegengekommen und haben ihn, wo er wollte, herumgeführt. Die Studienreise vermittelte diesem Praktiker nicht nur die wertvollsten Anregungen für sein Spezialgebiet, sondern gelangte ihm auch die interessantesten Einblicke in das oft eigenartige und nachahmenswerte Alltagsleben des Amerikaners in New York, San Francisco, Montana oder New Mexico. In höchst anregender, oft launig-humorvoller Weise schildert er alle seine Eindrücke und läßt in besonderen Abschnitten seiner „Reisekizzen eines deutschen Ingenieurs“ die großen Naturwunder des Yellowstoneparks und der Niagarafälle, die der Leser aus den Beschreibungen schon zu kennen glaubte, in neuen Farben vor seinem Auge entstehen.

die Brücke zum Herzen seiner Hörer vor allem mit drei Debussé-Motetten, unter denen die „Reus d'artifice“ als das weitaus bedeutendste Werk gelten dürften. Hier entsprang das klar gegliederte und virtuos aufgebaute Spiel in der Tat einem inneren Verhältnis zu den interpretierten Schöpfungen. Weniger bezwang die Intensität des Gefühls bei den andern halb flüchtigen, bald romantischen Gaben des Abends. Wohl garte es oft gewaltig, z. B. in Beethovens op. 111, und es wurden auch neue und eigenartige Nuancen der Nachschöpfung erkennbar, im ganzen blieb es jedoch herbe, wenn schon recht charaktervoll männliches Musizieren. Das Publikum, das freilich allzu unbedient nicht so zahlreich wie früher gekommen war, rief den Künstler viele Male auf das Podium zurück und dankte mit rauschendem Beifall.

Einweihung der Scheffelwarte der Pfalz

In dankbarer Erinnerung an den Lobesjäger ihres schönen Weins erbaute die Pfälzer Viktor v. Scheffel in Reustadt a. S. die Scheffelwarte, deren Einweihung am Himmelfahrtstage, nachmittags, stattfand. Zu der Feier hatte auch die Scheffelstadt Singen a. S. durch ihren Bürgermeister Herrliche Glückwünsche übermittelt. Eine Anzahl Schriftsteller und Künstler hatten vom Hohentwiel folgenden Gruß geschickt: Lieber Herr Bruder, vernehmet die Kunde, Daß heute bei Euch zu der Einweihungsfeier der Scheffelwarte Euer gedankt Der Hohentwiel, der den Wid zu Euch lenkt. Dem Sänger des Wanderns, dem Sänger vom Wein, Altemeister Scheffel gedacht soll heut sein. Drum stellen Alltägiger Freunde vom Wein Sich gerne in Reustadt als Gratulanten ein. Ihr Pfälzer bleibt mit uns in Treue verbunden, In trüben wie auch in frohen Stunden, Und ehrt ihr Scheffel in der Pfalz zum Lenze, Wir haben ihn lieb an der deutsch-schweizer Grenze.